

(Nachdruck verboten.)

281

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Gese.

Neben Frau Blassow saß eine kleine Alte mit runzeligem Gesicht, aber jungen Augen. Sie drehte den dünnen Hals herum, horchte auf die Unterhaltung und starrte alle Anwesenden sonderbar eifrig an.

„Wen haben Sie denn hier?“ fragte Frau Blassow leise.

„Meinen Sohn, einen Studenten,“ erwiderte die Alte laut und schnell. „Und wen Sie?“

„Auch einen Sohn. Einen Arbeiter.“

„Wie heißen Sie?“

„Blassow.“

„Den Namen habe ich nicht gehört. Sitzt er schon lange?“

„Die siebente Woche . . .“

„Und meiner den neunten Monat!“ sagte die Alte, und aus ihrer Stimme hörte Frau Blassow ein sonderbares, stolzähnliches Gefühl.

„Ja, ja,“ ließ sich der kahllöpfige Alte vernehmen. „Die Geduld reißt . . . Alle sind ärgerlich, alle schreien, und alles steigt im Preise. Die Menschen werden entsprechend billiger . . . Versöhnende Stimmen hört man gar nicht mehr.“

„Sehr richtig!“ sagte der Militär. „Eine Zuchtlosigkeit ohnegleichen! Da muß einmal eine energische Stimme dazwischen fahren!“

Die Unterhaltung wurde allgemein und lebhaft. Jeder beeilte sich, seine Ansicht vom Leben zu äußern, aber alle sprachen halblaut, und aus allem fühlte die Mutter etwas Fremdes. Bei ihr zu Hause sprach man verständlicher, einfacher und lauter.

Ein dicker Aufseher mit viereckigem, rötlichem Bart rief ihren Namen, betrachtete sie von Kopf bis zu Fuß und humpelte mit den Worten: „Komm mit!“ ihr voraus.

Sie ging hinterher und hatte den Aufseher am liebsten in den Rücken gestoßen, damit er schneller ging. In dem kleinen Besuchszimmer stand Pawel und streckte ihr seine Hand entgegen . . . Die Mutter ergriff sie, blinzelte, fand keine Worte und wiederholte nur:

„Guten Tag . . . Guten Tag . . .“

„Na, beruhige Dich, Mutter!“ sagte Pawel, ihr die Hand drückend.

„O, es macht nichts . . . nichts . . .“

„So, keine Mutter!“ sagte der Aufseher mit einem Seufzer. „Übrigens . . . treten Sie etwas auseinander . . . so daß ein Abstand bleibt . . .“

Und er gähnte laut.

Pawel fragte sie nach ihrem Befinden, und wie es zu Hause stände. Sie hatte andere Fragen erwartet, suchte diese in seinen Augen und fand sie nicht. Er war wie immer ruhig, nur sein Gesicht war blaß, und die Augen waren scheinbar noch größer geworden.

„Sascha läßt grüßen!“ sagte sie.

Pawels Lider zitterten und senkten sich. Sein Gesicht wurde milder und lächelte verflärt.

„Sie werden Dich doch bald frei lassen?“ sagte sie plötzlich beleidigt und erregt. „Warum haben sie Dich eingesperrt? Die Flugblätter sind ja wieder erschienen . . .“

Pawels Augen leuchteten.

„Wirklich?“ fragte er schnell.

„Nur über solche Dinge dürfen Sie nicht reden!“ erklärte der Aufseher träge. „Nur über Familienangelegenheiten . . .“

„Ist das denn keine Familienangelegenheit?“ erwiderte die Mutter.

„Das weiß ich nicht. Ich sage nur: Es ist verboten. Von Wäsche und Essen und Trinken dürfen Sie reden. Aber über weiter nichts!“ blieb der Aufseher bei seiner Weisung; er sprach aber gleichgültig.

„Nun schön,“ sagte Pawel. „Sprich von zu Hause, Mutter. Was machst Du denn?“

Sie verspürte eine Art jugendlichen Trostes in sich und erwiderte:

„Ich bringe jetzt alles in die Fabrik . . .“ Dann stockte sie und fuhr lächelnd fort:

„Kohlhuppe, Buchweizengrütze, alles Essen von Marja . . . und andere Kost . . .“

Pawel verstand. Sein Gesicht zitterte vor verhaltenem Lachen, er strich das Haar zurück und meinte in freundlichem Ton, wie sie ihn noch nie von ihm gehört:

„Du liebe Mutter . . . das ist schön! Da hast Du eine schöne Arbeit . . . Hast keine Längeweile nicht wahr, hast keine Sehnsucht?“

„Seitdem die Schriften wieder erschienen sind, durchsucht man mich auch,“ erklärte sie nicht ohne Stolz.

„Neben Sie schon wieder davon,“ sagte der Aufseher etwas gekränkt. „Ich sage, das soll nicht sein. Die Leute werden eingesperrt, damit sie nichts erfahren. Man muß doch einsehen, was man nicht darf, Du aber sprichst immer solche Sachen.“

„Also laß das, Mutter!“ sagte Pawel. „Matweij Swanowitsch ist ein braver Mensch, den soll man nicht erzürnen. Wir stehen gut miteinander . . . Er ist heute zufällig hier, gewöhnlich paßt der Gehülfe des Direktors auf. Matweij Swanowitsch hat Angst, daß Du etwas zu viel sagst!“

„Der Besuch ist zu Ende!“ erklärte der Aufseher mit einem Blick auf die Uhr.

„Nun, ich danke Dir, Mutter!“ sagte Pawel. „Danke Dir, Feuerste. Mach Dir keine Sorge. Ich komme bald frei . . .“

Er umarmte sie kräftig, küßte sie. Sie wurde dadurch verwirrt und glücklich und brach in Tränen aus.

„Nun, trennt Euch!“ sagte der Aufseher und brummte, während er die Mutter hinausbegleitete:

„Weine nicht, Alte . . . er kommt frei! Alle kommen frei . . . Ist kein Platz mehr . . .“

Zu Hause sagte sie zum Kleinrussen:

„Ich hab's ihm fein zugesteckt . . . Er hat es gut verstanden!“ Und seufzte traurig.

„Ja, er hat es verstanden! Sonst wäre er nicht so lieb gewesen. Das war er niemals!“

„Da haben wir's!“ lachte der Kleinrusse. „Der eine wünscht dieses, der andere jenes, eine Mutter aber will immer Liebe . . .“

Später erzählte sie von den anderen Besuchern:

„Was das doch für Menschen sind, Andrej! Wie sie sich an alles gewöhnt haben! Da hat man ihnen ihre Kinder genommen, sie ins Gefängnis geworfen, sie aber — berührt das gar nicht, sie kommen hin, sitzen da, warten und unterhalten sich . . . Wenn gebildete Leute es so leicht nehmen . . . wie sollen es dann die gewöhnlichen machen? . . .“

„Das ist ganz klar!“ sagte der Kleinrusse mit einem spöttischen Lächeln. „Gegen die feinen Leute sind die Gesetze immerhin freundlicher als gegen uns . . . sie brauchen sie ja weit mehr als wir. Und wenn schon ein Gesetz sie einmal vor den Kopf stoßt und sie ein böses Gesicht machen, ist es dennoch nicht so schlimm. Ist ja ihr eigenes Machwerk — damit läßt sich schon auskommen . . . Sie werden durch die Gesetze wenigstens etwas geschützt, wir dagegen — werden nur gebunden, damit wir nicht ausshlagen . . .“

XX.

Eines Abends saß die Mutter am Tisch und strickte Strümpfe, der Kleinrusse aber las aus einem Buche über den römischen Sklavenaufstand vor. Plötzlich klopfte jemand kräftig, und als der Kleinrusse öffnete, trat Bjesowitschikow mit einem Bündel unter dem Arm ein; seine Mütze war in den Raden geschoben und die Beine bis an die Knie mit Dreck bespritzt.

„Ich sehe gerade bei Euch Licht. Da wollte ich einmal guten Abend sagen. Komme direkt aus dem Gefängnis!“ sagte er in sonderbarem Ton, ergriff Frau Blassows Hand, schüttelte sie kräftig und fügte hinzu:

„Pawel läßt grüßen . . .“

Dann setzte er sich unschlüssig und ließ seine Blicke finster und argwöhnisch durch das Zimmer schweifen.

Er gefiel der Mutter nicht; in seinem edigen, kurzgeschorenen Kopf und in seinen kleinen Augen lag etwas, was sie stets erschreckte. Aber jetzt freute sie sich über ihn und sagte lebhaft:

„Wie siehst Du elend aus! . . . Komm, Andrej, wir wollen ihm Lee geben . . .“

„Ich mache den Samowar zurecht!“ rief der Kleinrusse schon aus der Küche zurück.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der jüngere Familienzuwachs des Sonnensystems.

Es ist außerordentlich interessant zu beobachten, wie sich gerade in der Meinheit verschiedener in den letzten Jahren neu entdeckter Himmelskörper die Wichtigkeit der Entdeckung ausspricht. Als Dr. Witt auf der Urania-Sternwarte in Berlin im Jahre 1898 seinen Planeten „Eros“ entdeckte, da erkannte man ihn bald als die wichtigste astronomische Entdeckung, die seit langer Zeit geschehen war. Und worum handelte es sich dabei? Um ein Körperchen, das man nach Schätzungen auf Grund seiner Helligkeit auf 16 Kilometer Durchmesser taxiert — 16 Kilometer! Das bedeutet im Himmelraume gerade so viel wie für uns eines der vielen Stäubchen, die sich im flutenden Sonnenlichte in der Luft schwebend zeigen. Die Bedeutung dieses Fundes liegt nicht in der winzigen Existenz dieses Körperchens überhaupt, sondern in der Rolle, die er für unsere Wissenschaft spielt. Dieser kleine Weltkörper hat nämlich die höchst merkwürdige Eigenschaft, daß er seine Bahn zum größten Teile (zu $\frac{3}{4}$) innerhalb der Marsbahn zieht und nur zum kleinsten zwischen den Bahnen von Mars und Jupiter. Eine Folge dieser Eigenschaft ist, daß der Planet der Erde so nahe kommen kann, wie kein anderer Himmelskörper, außer dem Mond. Also den uns nächsten Himmelskörper haben wir erst vor 7 Jahren entdeckt! Das ist aber nicht die ganze Bedeutung dieses Splitterschens, ja seine geringste. Die Tragweite seiner Entdeckung liegt in dem Umstande, daß uns die Bahnverhältnisse des Eros gestatten, die astronomische Grund- und Maßinheit, nämlich die Entfernung der Erde von der Sonne mit einer bis dahin unmöglichen Genauigkeit zu bestimmen, was auf anderem Wege nicht annähernd so gut und nur bei seltensten Gelegenheiten und dann noch mit großen Geldkosten für die Ausrüstung der erforderlichen Expeditionen möglich war.

Ein Gegenstück zu diesem Planeten bildet der im Februar 1906 von Prof. Max Wolf in Heidelberg entdeckte kleine Planet 1906 TG. Dieser hat die Grenzen der kleinen Planeten, als welche man früher stets die Marsbahn einer- und die Jupiterbahn andererseits angesehen hat, nach außen hin durchbrochen, wie Eros nach innen. Die Bahn des Planeten TG reicht über die des Jupiter ein ganzes Stück hinaus, wie auch die neuerlichen Bahnbestimmungen bestätigt haben. Eine gleiche wissenschaftliche Bedeutung wie dem Eros kommt TG nicht zu; wohl aber ist er sehr wichtig, weil er uns die Existenz von kleinen Planetensplittern auch zwischen den großen Planeten bewiesen hat.

Die Bahnen der beiden äußersten jetzt bekannter kleinen Planeten können nicht zufällige sein; wenigstens kann die des Planeten TG nicht durch die Anziehungskräfte der Sonne und der großen Planeten aus einer ehemals vielleicht „normalen“ Bahn — als welche eine zwischen Jupiter und Mars zu laufende anzunehmen wäre — entstanden sein. Nach dem Wiederauffinden des Planeten hatte er gegen die provisorischen Bahnbestimmungen Vorauseilungen gezeigt, die bewiesen, daß er der Jupiterbahn noch näher ist, als zuerst vermutet wurde, und die vermuten ließen, daß die von Jupiter auf den kleinen Körper ausgeübten Anziehungen ihn in seinem Laufe erheblich stören, ja ihn etwa in den Bahnkreis seiner ständigen Anziehung bringen könnten. Dem steht aber ein von dem berühmten französischen Mathematiker Lagrange bewiesener Satz entgegen, an den Prof. Charlier in Lund (Skandinavien) erinnerte. Steht gemäß diesem Satze ein kleiner Planet mit der Sonne und dem Jupiter in den Ecken eines gleichseitigen Dreiecks, dann ist er „stabil“, d. h. er ist den vorhin erwähnten Störungen nicht derart ausgesetzt, daß seine Bahn wesentlich verändert werden könnte. Tatsächlich steht nun der Planet TG von der Sonne durchschnittlich ebenso weit ab, wie vom Jupiter, und es ist kaum anzunehmen, daß diese Stellung eine zufällige ist.

Auch dieser Planet ist ein recht kleiner Himmelskörper, obwohl er den Eros an Größe weit übertrifft. Nimmt man an, daß er das Sonnenlicht in etwa gleichem Maße zurückstrahlen vermag wie seine großen Planetenbrüder Merkur und Mars, so läßt sich aus den Helligkeitsschätzungen des Planeten auf seine Größe schließen. Dabei ergäbe sich dann ein Durchmesser von rund 110 Kilometer. Wie klein die beiden Weltkugeln sind, davon kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man einige irdische Vergleiche heranzieht. Läuft man in einer Stunde 5 Kilometer, so braucht man ohne auszuruhen nur 10 Stunden, um den Eros einmal zu umlaufen und rund 3 Tage, um den Planeten TG herumzukommen. Dabei ist aber zu bedenken, daß ein Mensch dort viel schneller laufen könnte, weil ja die Schwerkraft so außerordentlich viel geringer ist, als auf der Erde, und man mithin beim Laufen sehr viel weniger Arbeit zu leisten hätte als hierzulande. Die Mount Everest-Gruppe, die höchste Berggruppe der Erde (8880 Meter hoch), würde, im richtigen Verhältnis auf TG

gesetzt, auf 77 Meter (Kreuzberg), auf den Eros gesetzt gar auf 11 Meter (noch nicht zwei Stock hoch) zusammenschrumpfen. Die 38 000 Quadratkilometer große Fläche von TG ist gleich der der Provinz Hannover und würde bei gleicher Besiedelungsdichte etwa 2½ Millionen Menschen beherbergen. Eros hat eine Oberfläche von 703 Quadratkilometer, also etwa doppelt so groß wie das Fürstentum Schaumburg-Lippe. Er würde bei gleicher Besiedelungsdichte 90 000 Menschen beherbergen. Würden die Menschen ihrer Größe nach in dasselbe Verhältnis gesetzt, wie es auf der Erde besteht, so würden sie auf TG noch nicht Viertel-Däumlinge, 1,5 Zentimeter groß sein, auf Eros gar nur 2 Millimeter.

Vor einigen Wochen wurden unter den neu aufgefundenen Planetoiden*) zwei bemerkt, die eine noch größere Umlaufszeit um die Sonne besitzen. Jupiter braucht zu seinem Umschwunge 11,862 Jahre, TG 12,04, der erste der neuen kleinen Körper 12,127 und der zweite gar noch länger. Sie bilden den Anfang zu einer Gruppe von Himmelskörpern, die man neuerdings mit dem Namen der „Planetoiden der Jupitergruppe“ belegt hat. Sie bewegen sich in dem weiten Raum zwischen Jupiter und Saturn. Auf Grund dieser Entdeckungen ergibt sich die Notwendigkeit, auch die ganz schwachen Planetoiden zu beachten und auf ihre Entfernung von der Sonne zu prüfen.

Außer diesen besonders bemerkenswerten Planeten sind natürlich auch wieder eine große Anzahl gewöhnlicher Planetoiden entdeckt worden, bei denen sich an manchen Besonderheiten, wie sehr langgezogene kometenähnliche Bahnen, große Annäherung an die Mars- oder die Jupiterbahn und anderes zeigte.

Weitere beachtenswerte Entdeckungen im Sonnensystem knüpfen sich an die Planetentrabanten an. Nicht, daß man Aufschlüsse über die wegen ihrer außerordentlichen Kleinheit sehr schwierig zu beobachtenden beiden Marsmonde, die Uranusmonde oder den Neptunusmond erlangt hätte! Die Entdeckungen erfolgten vielmehr nach dem biblischen Grundsatz: Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe. Denn die Entdeckungen neuer Monde betrafen Jupiter und Saturn.

Von Jupiter war es seit Galileis Zeiten her bekannt, daß er vier Monde besitze. Erst 1892 vermehrte sich unsere Kenntnis der Jupiterfamilie durch Barnard auf der Licksternwarte um einen Mond, der als seines Sternchen 18. Größe ganz dicht an der Jupiterscheibe von ihm gesehen wurde. Dieses Sternchen trat bald rechts bald links von der Planetenscheibe auf, entfernte sich aber nie mehr als $\frac{1}{4}$ Jupiterdurchmesser vom Planeten. Die außerordentliche Nähe dieses fünften Jupitermondes macht es zu einem der am schwierigsten zu beobachtenden Objekte des Sonnensystems, so daß es nur in den allergrößten Instrumenten verfolgt werden konnte. Dieser Mond bewegt sich schon innerhalb 11 Stunden 57 Minuten um den Jupiter herum, also fast ebenso schnell, wie Jupiter selbst sich um seine Achse dreht (9 Stunden 55 Minuten). Dieser neue kleine Körper ist nicht der kleinste von den Planetenmonden, obwohl sein Durchmesser nur 200 Kilometer betragen dürfte.

Bei der Nähe des Jupiterkörpers übt dessen Abplattung einen großen Einfluß auf die Bewegung des 5. Mondes aus. Aus der letzteren Bewegung läßt sich mithin umgekehrt ein Rückschluß auf die Abplattung machen. Das ist für die Himmelsforschung von großer Bedeutung.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Martin Behaim, der Seefahrer. Am 8. August fährt sich zum 400. Male der Todestag Martin Behaims, des Seefahrers, der unter den vielen berühmten Männern, die das alte Nürnberg hergebracht hat, nicht an letzter Stelle steht, und der als Entdecker neben Magellan und Columbus zu nennen ist. Nach den Chronisten ist er am 29. Juli 1507 gestorben, nach der Gregorianischen Zeitrechnung, nach der dieses Datum umzurechnen ist, also am 8. August. Sein Geburtstag ist nicht mehr genau festzustellen. Behaim entstammt dem alten Nürnberger Patriziergeschlechte der Behaims, das schon 1322 im Rate der Stadt Nürnberg vertreten ist und heute noch existiert. Im Jahre 1459 erblickte Martin Behaim als ein Sohn Martin Behaims des Älteren das Licht der Welt. Sein Geburtshaus liegt am Markt, in der Nähe des weltbekannten schönen Brunnens, und ist heute durch eine Tafel gekennzeichnet. Da das Behaim'sche Haus neben dem eines Gelehrten lag, mit dem der berühmte Nürnberger Astronom Regiomontanus viel verkehrte, so nimmt man an, daß der junge Behaim sehr bald mit diesem in Berührung gekommen, vielleicht sein Schüler gewesen ist. Der junge Martin Behaim widmete sich wie sein Vater dem Kaufmannsberufe. Schon im Alter von 18 Jahren ging er nach den Niederlanden. Im Jahre 1479 begründete er in Antwerpen ein eigenes Geschäft. 1483 hielt

*) Kürzlich haben die Professoren Wolf und Knopf auf Anregung von Dr. Palisa in Wien, durch dessen Beobachtungen die Bahnberechnungen der neuen Planetoiden der Jupitergruppe erst ermöglicht wurden, diese Körperchen mit folgenden Namen belegt: 1906 TG = Achilles, 1906 NY = Patroclus und 1907 XM = Hector.

er sich wieder vorübergehend in Nürnberg auf und wurde hier, wie die Chroniken berichten, acht Tage lang eingesperrt, weil er in der Fastenzeit mit anderen jungen Leuten auf einer jüdischen Hochzeit gefestigt hatte. Von ausschlaggebender Bedeutung wurde für ihn eine vor 1490 in kaufmännischen Geschäften unternommene Reise nach Portugal begw. Bissabon. Hier war soeben von König Johann II. eine nautische Kommission gegründet worden, und Martin Behaim wurde, wahrscheinlich als Schüler des berühmten Regiomontanus, in diese Kommission berufen. Er nahm hervorragenden Anteil an ihren Arbeiten. Sein Werk war die Einführung des sogenannten Jakobstabes zu einer genauen Bestimmung der geographischen Breiten, ferner die Empfehlung der im Vergleich zu den älteren astronomischen Tabellen bedeutend verbesserten „Ephemeriden“ des Regiomontanus. Im Jahre 1484 unternahm Behaim mit dem Portugiesen Diego Cao eine Entdeckungsfahrt, die ihn den größten Teil der Westküste Afrikas hinunterführte. Dabei wurde, um nur einen der Erfolge dieser Entdeckungsfahrt anzuführen, die Mündung des Kongo entdeckt. Zum Lohn für seine Verdienste wurde Behaim bei seiner Rückkehr im Winter 1485/86 nach einem ehrenvollen Empfang von König Johann eigenhändig zum Ritter des Christusordens geschlagen. Im Jahre 1490 ist Behaim wieder in Nürnberg. Hier stellte er in den Jahren 1491 und 1492 auf Wunsch seines Vaters seinen berühmten „Erdapfel“ her, den ältesten heute existierenden Globus, der noch im Besitze der Behaim'schen Familie ist und einen würdigen Platz im Germanischen Museum gefunden hat. Dieser Globus, den Martin Behaim nach seinen eigenen Worten „gemeiner Stadt Nürnberg zu eren und letzte hinter ime gelassen hat“, bietet deshalb ein so großes historisches Interesse, weil er uns einen deutlichen Begriff gibt von dem damaligen Stand der geographischen Wissenschaft. Behaim geht in seiner Darstellung auf die Kosmographie des Ptolemäus, auf den Venetianer Marco Polo, dessen Reisebeschreibung 1290 erschien, sowie auf den Engländer Johannes de Mandeville (1332) zurück. Außerdem benützte Behaim noch andere geographische Schriftsteller des Altertums und der späteren Zeit. Man hat auch die Hypothese aufgestellt, Behaim sei nicht nur der Entdecker der Magellan-Strasse, sondern auch Amerikas; aber sie hat der Kritik nicht standgehalten. Archivat Dr. Mummehoff in Nürnberg führt in einer Abhandlung über Behaim und seinen Globus diese Annahme auf Magellan selbst zurück, der die nach ihm genannte Straße erst 1520 auffand, als also der Nürnberger Forscher schon längst tot war. Magellan hat sich nämlich 1517 gegenüber den spanischen Ministern geäußert, er wolle an der Mündung des Rio de Solis (Rio de la Plata) vorüber gegen Süden fahren, bis er an die Meerenge trafe. Er sei gewiß, diese Meerenge zu finden, da er sie auf einer Seefahrt des Martin Vobemia gesehen habe, eines von der Insel Fahal gebürtigen berühmten portugiesischen Geographen; diese Karte habe ihm viel Licht über jene Meerenge gegeben. Eine solche Karte Behaims existiert heute nicht mehr; sie müßte später sein als der Globus, auf dem die Magellanstraße nicht eingezeichnet ist. Mummehoff nimmt an, daß Behaim die Eingebung der Meerenge in die nicht mehr vorhandene Karte mehr einer Art Eingebung folgend vornahm. Behaim hat auf seinem Globus auch z. B. die Ostküste von Afrika oder den ganzen Weg nach Ostindien bezeichnet, obgleich Vasco de Gama erst sechs Jahre später diesen Weg zum ersten Male wirklich gemacht hat. Im Jahre 1493 kehrte Behaim wieder nach Portugal zurück; im folgenden Jahre siedelte er nach Fahal über, und fortan scheint sein Leben ruhig und friedvoll verlaufen zu sein. Gelegentlich eines Aufenthaltes in Bissabon erkrankte er und starb daselbst am 29. Juli alter Rechnung im Jahre 1507. Begraben liegt er in der Dominikanerkirche in Bissabon. Die Stadt Nürnberg hat ihrem großen Sohne im Jahre 1890 zum ehrenden Andenken ein Denkmal gesetzt, das auf dem Theresienplatz steht.

Literarisches.

Alexander Roszowski: „Die unsterbliche Riste; die 333 besten Witze der Weltliteratur.“ (Berlin 1907. Verlag der „Luftigen Blätter“, Dr. Ehsler u. Co.). Dieser Sammlung von Witz und Kalauern hat Roszowski zwar ein nicht uninteressantes „Geleitwort“, aber auch einen pomphaften Titel gegeben. Die Bedeutung, die Roszowski dem „Witz“ beilegt, hat er nicht. Die „Weltliteratur“ mit ihm zu verquiden, ist doch bloß ein blutiger Scherz. Es müßten denn Erlebnisse bedeutender Persönlichkeiten oder wichtige Szenen aus ihren Werken zusammengetragen worden sein. Davon ist hier keine Spur!

Die meisten „Witze“ rühren bekanntlich von „Reisconkels“ her. Geistreiche Leute sind da aber niemals anzutreffen. Und diese Leute sind es auch zumeist, die unsere „Witzblätter“ mit Stoff versorgen. Eine Mark Honorar — was will man mehr? Es war früher so und ist auch noch heute so, daß die wirklichen Humoresken erlebt werden. Aber die wenigsten solcher Erlebnisse kommen in die Witzblätter. Die wollen gemachte „Witze“. Und daran franten unsere humoristisch oder witzig sein wollenden „Witzblätter“. Daher kommt es aber auch, daß wir in ihnen so selten etwas finden, worüber wir wirklich lachen können. Der gemachte Witz ist Annatur. Man merkt es diesen Witz an, wie sauer es oft ist, einen „Witz“ zustande zu bringen. Roszowski spricht es ja auch selbst aus, daß die meisten Sammlungen „nicht das Papier wert sind, auf dem sie gedruckt werden“. Trotzdem veranstaltete er selber eine Sammlung! Glaubst er vielleicht, daß die keine das non plus ultra aller sei? An die alten Witze

des Glashrennerschen Edenstehers Rante aus den vierziger Jahren reicht die lendenlahme Mache der gegenwärtigen Berliner Witzfabrikation lange nicht heran. Jene sind wirklich dem Berliner Humor abgelauscht — aber keine fabrizierten Witze! Warum gab Roszowski von ihnen keinen? Als erfahrener Witzblattredakteur, der er zweifellos ist, hätte er besser getan und man hätte es lieber gesehen, wenn er uns einmal eine Art Naturgeschichte des Witzes als Vorrede geschenkt hätte. Es gäbe da so viel des Interessanten über die Verschiedenheit der deutschen, speziell des süddeutschen Gemüts- und der norddeutschen Verstandes- oder besser Reflexionshumore zu sagen! Ich möchte bei dieser Gelegenheit Roszowski auf Friedrich Theodor Visschers Abhandlung über Witz und Humor in seinem Nachlaßwerk! „Das Schöne und die Kunst“ (Seite 189 bis 192) aufmerksam machen. Dort wird er auch finden, daß Visschers Definition der seinen ganz entgegengesetzt ist. Und mit Recht! Soviel im allgemeinen. Gehen wir nun auf das Besondere der Roszowski'schen „Riste“ ein, so darf zugestanden werden, daß die jüdischen Ghetto Witze das Beste sind. Im übrigen wird jeder anspruchsvollere Leser die Erfahrung machen, daß er so selten Gelegenheit findet, lachen zu können. Diese Witze wollen, um zur Wirkung zu kommen, laut vorgelesen werden. Das ist das ganze Geheimnis ihres Erfolges. Das Buch auf einem Sitz zu genießen, erscheint mir als ein zweifelhaftes Vergnügen. „Gewinn“ nimmt allenfalls der daraus, dessen Ehrgeiz dahin trachtet, in der Gesellschaft als Witzkünstler zu gelten. e. k.

Hydrographisches.

Die Geheimnisse des Meeres. Der durch zahlreiche und wichtige meereskundliche Forschungen vorteilhaft bekannt gewordene schwedische Gelehrte Otto Petersson hat vor der Londoner Geographischen Gesellschaft einen Vortrag über den Einfluß der Eisschmelze auf die Meeresströmung gehalten, der sogar für diesen Sommer besonders zeitgemäß erscheint, da alle Nachrichten aus dem Norden von einer ungewöhnlich starken Blockierung des Meeres mit Eismassen sprechen. Zunächst hob Petersson eine höchst wichtige Entdeckung hervor, die von den russischen Teilnehmern an der nationalen Meeresforschung gemacht worden ist. Diese fand nämlich längs der Küste von Nowaja Semlja eine Tiefenströmung, die bei einer Temperatur von nur 1,7 Grad einen Salzgehalt aufwies, der dem des Golfstromes im Nordwestischen Meer gleichkam. Diese Strömung wird als das kälteste und salzigste Wasser bezeichnet, das bisher überhaupt innerhalb des Weltmeeres bekannt geworden ist. Bezüglich der Eisverhältnisse kam Petersson darauf zu sprechen, wie die Polarströmung zwischen Island und der Insel Jan Mayen große Massen von schwimmendem Eis während des Frühjahrs und Sommers herab bringt, die dann in dem warmen Wasser des nordwestischen Meeres geschmolzen werden. Der Schmelze nach schmilzt vom Mai bis Juli in diesem Gebiete ein Eisfeld von etwa 200 000 Quadratkilometern Ausdehnung, wahrscheinlich aber ist diese Zahl noch weitaus zu niedrig gemessen und beträgt möglicherweise in Wirklichkeit das Drei- bis Vierfache. Zum Teil wird das Eis selbstverständlich durch die Wärme der Luft zum Schmelzen gebracht. Da aber ein im Meere schwimmender Eisblock sich zu sieben Achteil unter Wasser befindet, so muß der weitaus größere Teil des Schmelzens unter Wasser vor sich gehen und auf Kosten von dessen Wärme geschehen. Um ein Eisfeld in den nördlichen Meeren zu schmelzen, muß wenigstens das Siebzehnfache seines Gewichtes an Salzwasser abgekühlt werden und zu Boden sinken, und dies Sinken von kaltem Wasser würde einem Wasserfall von mehr als 1000 Meter Höhe entsprechen. Gleich jedem Wasserfall auf der Erdoberfläche könnte auch dieser untermeerische Arbeit leisten, und er tut es, indem er die Tiefenströmungen des Weltmeeres beeinflusst. Der Wall von kaltem Wasser, der sich nördlich von dem untermeerischen Rücken zwischen Island und den Färöern bildet, ist eine Folge jenes untermeerischen Wasserfalles, der in diesem Gebiet das kalte Wasser herauspreßt. Ähnliche Erscheinungen aus gleicher Ursache sind sogar noch unter dem Äquator und längs der Küsten von Afrika und Amerika bekannt. Petersson sucht nun eine Antwort auf die Frage, was aus all dem kalten Meereswasser wird, das infolge der Eisschmelze auf dem Boden des Ozeans herabsinkt. Soweit das nordwestische und das nördliche Eismeer in Betracht kommen, fließt es über den Rücken zwischen Island und den Färöern hinweg und sinkt auf den Boden des Atlantischen Ozeans, indem dort ein Fall von fast eiskaltem Wasser entsteht, der sich 4—500 Meter unter der Meeresoberfläche vollzieht. Was nun weiter aus diesem Wasser im Ozean wird, kann freilich erst eine zukünftige Forschung entscheiden. Ohne Zweifel muß es irgendwo wieder an der Oberfläche auftauchen, aber wo das geschieht, weiß man noch nicht sicher. So merkwürdig es klingen mag, ist nämlich der Atlantische Ozean im Sinne der heutigen hydrographischen Wissenschaft und ihrer Forderungen noch immer ein mare incognitum (unbekanntes Meer). Bei der Eisschmelze tritt aber noch ein zweiter Vorgang in Kraft, nämlich das Aufsteigen des entstehenden Süßwassers an die Oberfläche, das gleichfalls mit einem Wasserfall verglichen werden kann, aber einem solchen in umgekehrter Richtung. Auch damit ist eine Arbeitsleistung verbunden, die in der Beeinflussung der Meeresströmungen, diesmal an der Oberfläche des Meeres, zur Wirkung kommt. Petersson hat diese Arbeitsleistung während der sommerlichen Eisschmelze zwischen Island und Jan Mayen auf etwa 400 000 Pferdekraft geschätzt.

Noch ungleich größer ist die durch das Abschmelzen der südpolaren Eismassen im südlichen Eismeer erzeugte Energie.

Aus der Pflanzenwelt.

— **Isländisches Moos.** In den norddeutschen Heiden, wie auch auf dem mageren Boden unserer Hochgebirge wird zwischen Heidebeergewächsen und Steinen in großen Mengen ein bescheidener Bürger des Pflanzenreiches angetroffen, eine Flechtenart, die fälschlicherweise als Moos, isländisches Moos, bezeichnet wird. In lappiger, blattartiger Gestalt überzieht es mit seinem olivenfarbenen Körper den Boden; ohne sich besonders hervorzudrängen, nimmt es mit den bescheidensten Blättern fürlieb. Man muß es suchen. In großen Massen gedeiht diese Flechte in Island, und dort dient sie auch als Zusatz beim Brotbacken; desgleichen wird von den Isländern aus diesem Gewächs eine Art Grütze bereitet. Die hauptsächlichste Verwendung subet das isländische Moos jedoch zum Stärken und Appretieren von Gewebestoffen. Die Flechtenstärke läßt sich leicht als gallertartige Masse durch einfaches Abkochen gewinnen. Die Arzneikunde schätzt diese Flechte als ein vorzügliches Mittel gegen allerlei Lungenübel. Der Hauptbestandteil der verschiedenen Brustteesarten ist jedesmal isländisches Moos, das auch Lungenmoos oder Lungenflechte genannt wird. In den schlesischen Bergen der Glazer Gegend wird die Pflanze eifrigst gesammelt. Frauen und Kinder kämten mit kleinen Handreden den lederartigen Flechtenkörper aus dem Heidegestrüpp heraus und verlaufen die Pflanzen dann sadweise an die Ankäufer. Der botanische Name dieses Gewächses lautet *Cetraria islandica*.

Eine andere Flechtenart, die gleichfalls isländisches Moos genannt wird und die unter dieser Bezeichnung seit einigen Jahren einen lebhaften Handelsartikel für Blumen geschäfte und Kranzbindereien bildet, ist eine *Cladonia*-Art. Ob es sich dabei um *Cladonia rangiferina*, die Rentierflechte, handelt, sei dahingestellt. Diese Pflanze unterscheidet sich von der ersteren wesentlich. Ihr Bau ist strauchartig, sehr verästelt und aufrecht wachsend; die Farbe ist ein silbriges Grau. Der Körper ist ungemein hohlgroßporig, das heißt er nimmt leicht viel Wasser auf und fñhlt sich dann weichflügig an. Getrocknet ist der Körper sehr spröde, er läßt sich dann leicht zerbröckeln. Was die Blumen geschäfte von diesen Pflanzen verarbeiten, das kommt über Schweden aus Schweden in den Handel. Dieselbe Pflanze, oder wenigstens eine ähnliche Art gedeiht auch in unseren Heiden, doch bleibt sie hier niedriger und die Farbe ist schmutzig grau zu nennen. Darum ist die bei uns heimische Pflanze für das Blumen geschäft auch wertlos, auf keinen Fall kann sie mit dem aus Schweden kommenden isländischen Moos konkurrieren. Was von dieser Pflanze in den Heiden unserer Niederungen gedeiht, so beispielsweise in Schleswig-Holstein, kann die Rentierflechte nicht sein, denn diese soll nach Angabe der Botaniker nur in den höheren Gebirgen anzutreffen sein. Es muß sich also um eine verwandte Art handeln. Das im hohen Norden die Hauptmasse der Vegetation ausmachende Rentiermoos bildet wegen seines hohen Gehaltes an Flechtenstärke oft die einzige Nahrung des Rentiers.

Humoristisches.

— In einer am Landgericht A. „anhängigen“ Zivilsache hatte eine Partei Befehl zum Oberlandesgericht eingelegt und deren Erledigung als äußerst dringend dargestellt. Kaum hatte der Berichtserstatter des Oberlandesgerichts das Aktenstudium begonnen, da entdeckte er — oh Entsetzen! — auf Blatt 5 eine Bleistiftzeichnung, ein Männlein, das seine Entstehung nur dem Spieltrieb und der Respektlosigkeit eines „Vorderrichters“ verdanken konnte. Das Verbrechen schrie zum Himmel. Eiligst wurden die Akten ans Landgericht zurückgeschickt, behufs Berichterstattung, wie es komme, daß sich auf Blatt 5 der Akten ein Männlein befindet.

Der Landgerichtsrat, dem die Berichterstattung übertragen wurde, erkannte sich selbst als den Uebelthäter, aber statt seine Schuld zernüchternen Herzens zu bekennen, nahm er — einen Radiergummi, und bald „liefen“ die Akten wieder ans Obergericht aus „mit dem Beifügen, daß sich auf Blatt 5 der Akten kein Männlein vorfindet“.

Der strenge Zensor am hohen Gericht traute seinen Augen kaum: das Männlein auf Blatt 5 war verschwunden! Wütend setzte er sich hin und schrieb auf das letzte Aktenblatt:

Beschluß.

Gehen die Akten von kurzer Hand zurück an das A. Landgericht A. behufs schleunigster Untersuchung und anseheriger Berichterstattung, wo das Männlein auf Blatt 5 der Akten geblieben ist.“

— **Schneidigkeit in Tirol.** Wirt (zu einem Fremden, der sich darüber beschwert, daß er mit seiner Familie keinen ordentlichen Platz bekommt): Aber ich bit' schön, an dem Tisch da hat doch a jed's von Eahna Platz genua.

Fremder: Es ist vollständig ungehörig, von mir und meiner Familie den Ausdruck zu gebrauchen: a jed's. Wissen Sie, mit wem Sie es zu tun haben? Ich bin der dritte Staatsanwalt von Kößschenbroda. Verstanden? Eh?

(„Jugend.“)

Notizen.

— Das Kofottendrama scheint berufen, dem Verbrecher- und Detektivdrama unseigen und immer wieder erneuerten An-

gedenkens Konkurrenz zu machen. Vielleicht erleben wir es noch, daß beide den Bühnenmarkt unbestritten beherrschen. Vorläufig freilich ist das sensationelle Verbrecherstück noch überlegen. Ein rührseliges Nachwerk, das in einer trostlosen Verballhornung des Leides zu den verbreitetsten Büchern Deutschlands zählenden „Lagebuch eines Verlorenen“ besteht, wurde am Sonnabend im Zentral-Theater einem nicht ganz unsachverständigen Publikum vorgeführt. Wir haben keinen Anlaß, uns mit diesem Mißbrauch eines Wortes, das immerhin psychologisches Interesse bot, weiter zu beschäftigen, und begreifen es nicht, daß Margarete Böhme, die Verfasserin des „Lagebuches“, diesem Bearbeiter zu dieser Bearbeitung die Erlaubnis geben konnte. Oder mußte sie notgedrungen gute Miene zum Sensationensversuch machen, der erfreulicherweise nicht recht gelang? Wenn braucht jedenfalls die Konkurrenz dieses Kofottendramas in seinem keuschen Theater, für das er ein neues Detektivstück er-sonnen hat, nicht zu fürchten.

— **Briefmarkenkapital.** Wie groß das in Briefmarkensammlungen angelegte Kapital ist, dürfte manchen in Ersäunen setzen. Eine englische Zeitung schätzte es nämlich auf 20 Millionen Mark, deutsche „Faciente“ schätzen es auf den doppelten Betrag. Es gibt einzelne Sammlungen, die auf mehrere Millionen Mark gewertet werden, eine Pariser zum Beispiel auf 6 Millionen Mark, eine Leipziger wird auf 1 Million Mark geschätzt. Ästhetische Werte spielen bei diesem Sport keine Rolle, nur der Seltenheits- und Spekulationswert entscheidet. Gar mancher betreibt diesen Sammel-sport rein zu kapitalistischen Zwecken. Er spekuliert in Briefmarken, wie ein anderer in Effekten. Die Chancen scheinen nicht schlecht: manche Marken haben in einigen Jahren ihren Preis verzehnfacht. Vielleicht empfiehlt sich einmal ein Menschenfreund das Briefmarkensammeln als neue Lösung der sozialen Frage.

— **Wie aus einer ehrenwerten Hand eine ver-brecherische wurde.** Cesare Lombroso hat die Lehre vom Verbrecher nach der anthropologischen Seite ausgebaut, indem er einen „geborenen Verbrecher“ konstruierte. Nicht das soziale Milieu sondern die angeborenen Eigenschaften, die sich auch äußerlich in bestimmten Merkmalen nachweisen lassen sollten, so am Schädelbau, sollten das entscheidende sein. Diese Lehre ist in ihrer Einseitigkeit wissenschaftlich nicht haltbar. Zu welchen Blamagen sie unter Umständen führen kann, zeigt ein Vorfall, dessen Opfer Lombroso selber wurde. Lombroso fühlte den Drang, zu der Affäre des Kindermörders Soleilland, der vor einigen Tagen in Paris zum Tode verurteilt wurde, das Wort zu ergreifen. Unter der sensationellen Ueberschrift „Der samische Mörder und die Anthropometrie“ brachte ein Pariser Blatt zwei Photographien der rechten und linken Hand des Mörders und berichtete, daß Bertillon die Hände des „Monstrums“ gemessen und aufgenommen habe. Die Aufnahmen kamen Lombroso in die Hände, und er begann sie zu studieren. Das Ergebnis seiner Forschungen legte er in einem Briefe an eine Pariser Zeitung nieder. Auf Grund genauester Untersuchungen hat Lombroso herausgefunden, daß die Rechte so starke Entartungserscheinungen aufweist, daß eine krankhafte Veranlagung Soleillands unzweifelhaft sei. Lombroso fand Linien, die ein charakteristisches Merkmal für Epilepsie, Idiotie und Verbrechertum sein sollten. Im Gegensatz zu den französischen Gelehrten, die einstimmig die Zurechnungs-fähigkeit Soleillands bestätigt haben, vertrat Lombroso die Un-zurechnungsfähigkeit des Mörders. Der italienische Gelehrte konnte freilich nicht ahnen, daß er dabei das Opfer der Sensationspresse geworden war. Denn diese Hände, aus denen er die krankhafte ver-brecherische Veranlagung Soleillands so unzweideutig und un-ansehbar festgestellt hat, waren gar nicht die Hände des Mörders; sie stammen von zwei höchst ehrenwerten, braven Arbeitern, deren Hände Bertillon vor zehn Jahren zu Studienzwecken fotografiert hatte. Um einen zudringlichen Reporter loszuwerden, hatte Bertillon, der Vorstand des anthropometrischen Bureaus, ihm die Photographien gegeben, und — diese abancierten nun zu den Händen des jüngsten Sensationshelden der bürgerlichen Presse Frankreichs, des Mörders Soleilland.

— **Der größte Tunnelbau,** den die Geschichte der modernen Technik kennt, wird in der nächsten Zeit bei Marseille in Angriff genommen werden. Diese Stadt soll mit der Rhône durch einen Kanal verbunden werden — ein Werk, das für das wirtschaftliche Leben von ganz Südfrankreich von größter Bedeutung ist. Zwischen der Stadt und dem Strom erheben sich aber die ziemlich hohen Hügel von Rove, durch die ein Tunnel gebohrt werden muß. Die Länge des unterirdischen Wasserlaufs wird 7 Kilometer betragen. An Länge wird dieser Tunnel von anderen übertroffen, aber nirgends war bisher die Masse des zu entfernenden Erdreichs so groß. Der Tunnel wird, um zwei Schiffe nebeneinander passieren zu lassen, 22 Meter Breite bekommen. Die Höhe wird 14,20 Meter betragen. Im ganzen werden 2 180 000 Kubilmeter Erde weggeschafft werden müssen. Beim Simplontunnel, der mit seinen 21 Kilometer Länge alle anderen übertrifft, betrug die Erdmenge nur 1 058 400 Kubilmeter, da seine Breite nur 8,40 Meter, seine Höhe 8 Meter ist. — Der Marseiller Kanal soll in 7 bis 8 Jahren fertiggestellt sein. Seine Kosten werden auf 76 Millionen, die des Tunnels auf 84 1/2 Millionen veranschlagt.